

Thomas Scholze | Falk Blask

HALT! **GRENZGEBIET!**

Leben im Schatten der Mauer



Spurbuchverlag

- 3 Vorwort zur vierten Auflage 2026
- 7 Einleitung

I. VORAHNUNG AN DER SEKTORENGRENZE – DOPPELLEBEN IM GETEILTEN ALLTAG 1945 BIS 1961

- 15 Die Nachkriegszeit beginnt
- 20 In den Kleingärten
- 23 Die neuralgischen Punkte
- 40 Das Wohnumfeld
- 43 Händler, Schieber, Schmuggelware
- 47 Die Grenzgänger

II. 1961: KEINE AUFENTHALTSPERMISSE AN DER STAATSGRENZE

- 55 „So wahr ich hier sitze, es war nichts zu sehen,
es war nichts zu hören, es war überhaupt nichts festzustellen!“
- 64 „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten!“
- 79 Die letzten Kontaktversuche
- 84 Stimmungs- und Spitzelberichte
- 95 Die Zwangsräumungen

III. ALLTAG IM GRENZGEBIET 1961 BIS 1989

- 117 „Früher hast du hier gespielt, und jetzt darfst du nicht mal
hier langgehen?“
- 131 „Unsichere Elemente“
- 139 Flucht unter allen Umständen
- 153 Im Todesstreifen
- 168 Abrißkommandos
- 169 „Und wenn Sie einer in Unterhosen im Grenzgebiet kontrolliert,
Sie haben den Ausweis zu zeigen!“



191	Freiwillig oder gezwungen? – Stasi und Bevölkerung
199	„Den Menschen im Grenzgebiet muß unsere ganz besondere Fürsorge gehören!“
214	Nach der Wende
220	Epilog: Sommer 1991
221	Nachwort: Dietrich Scholze „Die Mauer – was war das eigentlich?“
226	Fotografien: Rolf Walter – Die Situation im Februar 1997
232	Fotografien: Stefan Orendt – Die Situation im Juli 2006

ANHANG

238	Abkürzungen
240	Gesprächspartner
241	Foto- und Dokumentennachweis
242	Quellen- und Literaturnachweis
248	Karten
252	Zu den Autoren

An einem Sonntagmorgen im Hochsommer, es war der 13. August vor 65 Jahren, glaubten die Berliner ihren Augen nicht zu trauen. Polizei und Militär hatten über Straßen hinweg und mitten durch Wohngebiete die innerstädtische Grenze zwischen Ost- und Westberlin abgeriegelt. Die Siegermächte, die in ihren Sektoren das außergewöhnliche Geschehen verfolgt haben mussten, blieben merkwürdig untätig. Der Bau der Berliner Mauer hatte begonnen.

Während ihres 28-jährigen Bestehens wurde sie gewissermaßen von beiden Seiten tabuisiert. Die Verursacher der Grenzschließung, Freund oder Feind, wurden wechselseitig ausgemacht. Unrecht hatte immer die andere Seite. Propagandalautsprecher erschallten, Rücksichtslosigkeit und ideologische Rechtfertigung waren an der Tagesordnung, Politik und Alltag auf einem Tiefpunkt angelangt. Mauertragödien hielten die Berliner in Atem, Mythen entstanden.

Die Westberliner, alsbald im Wohlgefühl ihrer „Freiheit“ und zunehmend wieder an die Freuden von Kommerz und Konsum gewöhnt, begannen mit der Mauer zu kokettieren. Sie aalten sich seelenruhig auf den Wiesen des Flutgrabens zum Landwehrkanal in ihrem Schatten, bauten Aussichtsplattformen und gruselten sich von fern beim Anblick martialischer Grenzanlagen und bewaffneter Posten.

In Ostberlin, wo die Betroffenen die Grenzbefestigungen zwischen den beiden auseinanderdriftenden Gesellschaftssystemen selber errichten mussten, war und blieb die Lage angespannt. Familien waren auseinandergerissen, spektakuläre Fluchtversuche setzten ein, unschuldige Menschen kamen ums Leben. Zur besseren „Absicherung“ der innerstädtischen Grenze wurde eine Sperrzone weit vor der Mauer installiert und bewacht: das Grenzgebiet.

Dieses Buch erzählt die Nachkriegsgeschichte eines dicht besiedelten Innenstadt-Kiezes in Berlin-Treptow, mitten im Grenzgebiet. Seine isolierten Bewohner wurden permanent überwacht und versuchten trotzdem, irgendwie „normal“ zu leben. Heute ist es üblich geworden, mit Infotafeln, Gedenkstätten und musealen Inszenierungen den Gruselfaktor der Berliner Mauer zu „konservieren“. Geldgier und Bauwut haben aber nur noch an wenigen Stellen reparierte und mit Graffiti überzogene Reste der Sperranlagen übriggelassen. Doch Erinnerungen lassen sich nicht einfach betonieren. Daher sind die hier versammelten Fotografien, Zeitzeugnisse und Berichte gewissermaßen lebendiger Beweis dafür, dass Mauern und Stacheldraht immer menschengemacht sind, Ursachen und Folgen haben und eben auch die menschlichen Beziehungen, unsere Ängste oder unsere Zuversicht beeinflussen.

Ist unser nun wieder gemeinsames Land aus eigener, leidvoller Erfahrung „vernünftiger“ geworden? Achten wir andere Lebensmodelle und suchen Verständigung sowie Toleranz im Zusammenleben? Oder machen wir wieder mit, wenn Mauern gebaut und gerechtfertigt, Feindbilder entwickelt und zum Schluss Kriege geführt werden? Die Autoren verstehen ihre Darstellung nicht als „Aufarbeitung“ von Geschichte – was ohnehin nicht möglich ist. Sondern sie möchten, dass ihre Erfahrung des Aufwachsens in einem politisch geteilten Europa, welches sich aber seit dem Beginn der 1970er-Jahre mittels Austausch annäherte, dadurch wirtschaftlich und sozial prosperierte und so schließlich die Grenzen wieder überwand, für die Nachgeborenen sichtbar(er) wird.

„Wandel durch Annäherung“: Das Konzept, 1963, nur zwei Jahre nach dem Mauerbau durch Egon Bahr geprägt, wurde zentral für die sozialliberale Ostpolitik unter Willy Brandt. Der Dialog zwischen der BRD und der DDR bzw. mit anderen sozialistischen Ländern im Osten stellte als „Politik der kleinen Schritte“ die Basis dafür dar, dass zweieinhalb Jahrzehnte später die Öffnung der Grenzen durch mutige Menschen – von Moskau über Budapest und Prag bis Dresden, Leipzig und Berlin – gelang. In diesem Sinne sollen die im Buch berichteten und dokumentierten Erfahrungen neue Impulse für einen friedlichen Austausch zwischen den Völkern setzen.

Mauern und Stacheldraht sind nie eine tragfähige Lösung, sondern dokumentieren immer das Versagen aller Beteiligten. Sie mögen nicht erneut Oberhand gewinnen: Zwischen 1989 und 1992 haben die Autoren selbst erfahren, welche Dynamik der euphorische Aufbruch vieler Millionen Menschen in Europa – aber auch weltweit (Chile, Südafrika) – entwickeln kann. Die zwar kurze Existenz, aber doch kraftvolle Wirkung dieser historischen Periode wirklich demokratischer Entwicklungen macht Mut, weiter auf Gewaltlosigkeit und Versöhnung zwischen Menschen und Staaten zu setzen.

Die Autoren
Berlin und Sardinien im Februar 2026

„Eine wirkliche Mauer bezeichnet die Grenze zwischen der Stadt und dem flachen Land. Außer solchen sichtbaren Grenzen gibt es viele andere, auf die wir nicht die Hand legen können. Wollten wir nun diese Grenze, wie wir sie erfahren, auf eine Karte eintragen, so würden wir einen mehr oder weniger breiten, verwischten Streifen als Grenzgebiet zu zeichnen haben.“

*Der Geograph Friedrich Ratzel 1897 in seiner
„Politischen Geographie“*

Am späten Abend des 9. November 1989 wurde in Berlin die Mauer geöffnet. Das rund 165 Kilometer lange Monstrum hatte beinahe über drei Jahrzehnte hinweg Menschen an der Flucht aus Ostdeutschland gehindert. Nun verlor es durch die überraschende Entscheidung des Politbüros der SED plötzlich seine Funktion. „Mauerspechte“ begannen sofort, Erinnerungsbrocken herauszuschlagen, ganze Segmente wurden meistbietend nach allen Kontinenten verkauft, die Reste später zu Schotter zermahlen. Inzwischen, knapp zwei Jahre danach, sind Verlauf und Überreste der Mauer kaum noch wahrzunehmen, verweisen allenfalls kahle Flächen zwischen Stadtbezirken auf das einstige Symbol des realen Sozialismus in der DDR.

Doch aus den Köpfen der Menschen ist die Erinnerung so rasch nicht zu tilgen. Die geschlagenen Wunden brennen weiter. Historische Aufarbeitung, Trauerarbeit tut not. Unkenntnis, Legenden und Vorurteile verbinden sich mit der Berliner Mauer. Jeder Zeitgenosse, ob Berliner oder nicht, hat seine eigene Perspektive. Wer nie vom Zwangsregime im „Grenzgebiet“ betroffen war, weiß wenig von den Beschränkungen, denen sich die dort Lebenden zu unterwerfen hatten. Anspruch auf Teilnahme, auf Verständnis haben all diejenigen, die gemäßregelt oder verurteilt wurden, die ihre Häuser, ihre Wohnungen oder Kleingärten verlassen mußten, weil sie zu den „unsicheren Kantonisten“ zählten. Doch meist nur der biographische Zufall hatte sie an einen Platz verschlagen, der sprichwörtlich wurde für die Teilung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg.

Am 13. August 1961 waren vollendete Tatsachen geschaffen worden. Am 21. Juni 1963 erließ der damalige Verteidigungsminister Heinz Hoffmann eine zusätzliche Anordnung zur „Einrichtung eines Grenzgebiets zwischen der DDR und Westberlin“. In einundzwanzig Paragraphen wurde festgelegt, wer sich in diesem Gebiet, „ab 25. Juni, 00.01 Uhr“, wie zu verhalten hatte.

Hinter dem unmittelbaren „Kontrollstreifen“ begann demnach ein „100-Meter-Schutzstreifen“, beide zusammen bildeten das sogenannte Grenzgebiet. Je nach Lage und Bebauung des Geländes wurden Uferzonen und Wiesen, Straßen und Plätze, ganze Betriebe und eine Vielzahl von Mietshäusern plötzlich abgeriegelt und gesetzlichen Sonderbedingungen unterstellt. Zügig stempelte man Tausenden Berlinern Registrier- und Genehmigungsvermerke in die Personal- und Betriebsausweise. Wer nun, beispielsweise vom Stadtzentrum her, über die Elsenbrücke in den Ortskern von Treptow wollte, für den endete Berlin in drei Richtungen weit vor sichtbaren Absperrungen an rot-weiß gestreiften Betonpfählen, die ein Schild trugen mit der Aufschrift: „Grenzgebiet. Das Betreten und Befahren ist nur mit Sonderausweis gestattet.“

Nicht zufällig haben wir gerade dieses Wegebeispiel für eine typische „Mauerfalle“ gewählt. Unsere Dokumentation über das Leben im Schatten der Mauer bezieht ihr Material aus jenem Berlin-Treptower Wohngebiet, das sich auf etwa zwei Kilometern zwischen Landwehrkanal und Ringbahn entlang der Stadtbezirke Kreuzberg und Neukölln erstreckt. Sie ist also zugleich Kiezgeschichte. Einige historische Bemerkungen seien deshalb vorausgeschickt. Über die Wiener Brücke ratterte seit dem 15. April 1896 die „Elektrische“, sie fuhr durch die Lohmühlenstraße, unterquerte die Gleise der Berlin-Görlitzer Eisenbahn und zuckelte dann durch den Schlesischen Busch in Richtung Treptower Park, wo im selben Jahr, aus Anlaß der Gewerbeausstellung, ein zusätzlicher Bahnsteig als Sonderbahnhof eingeweiht wurde. Die Landgemeinde Treptow war schon vor der Jahrhundertwende ein gefragter Industriestandort. Dort, wo Treptow vom Lohmühlenplatz Richtung Elsen- und Treptower Straße an die Stadt Rixdorf, das spätere Neukölln, grenzte, wuchs früh ein dichtes Straßennetz mit ausgedehnter Wohnbebauung. Es handelte sich meist um vier- bis fünfgeschossige Mietshäuser, in vielen Fällen mit Seitenflügeln und Quergebäuden, also Hinterhöfen. 1920 zu Groß-Berlin zusammengefaßt, entwickelten sich zwischen den nunmehrigen Stadtbezirken enge Nachbarschaftsbeziehungen. Menschen pendelten in verschiedenen Richtungen zu ihren Arbeitsplätzen oder nutzten den Treptower Park zur Erholung. Dutzende Geschäfte und Gaststätten wurden eröffnet. Die alte Grenze zwischen Stadt und Landgemeinde hatte lediglich verwaltungstechnische Bedeutung, bis die Alliierten sie nach dem Krieg als „Sektorengrenze“ neu definierten.

Welche Konsequenzen diese Tatsache für die Bewohner in den grenznahen Straßen hatte, fragten wir uns. Die Wahrheit war tabuisiert, keiner sollte darüber reden. Einblick besaßen allein die Posten im Kontrollstreifen, auf Dächern und Wachttürmen, die zuständigen Polizeikräfte und – die Einwohner des Grenzgebiets. Mit den Jahren wurden sie immer penibler nach „Zuverlässigkeit“ ausgesucht, doch längst nicht alle waren überzeugt



Das Dorf Rixdorf, später Stadt (ab 1920 zu Berlin-Neukölln), Kupferstich von J. F. Hennig, um 1790



Berliner Straße in Neukölln, um 1913

Anhänger des Systems. Wie verlief ihr Leben unter der fast militärischen Reglementierung? Teilten sie sich nur in Mitarbeiter und Opfer der Staatssicherheit, Volkspolizei oder Grenztruppen? Inwieweit lebten sie normal? Ließen sich eine DDR-Identität oder ein Heimatgefühl gewinnen, wenn man täglich die winkenden Menschen auf den Dampfern der Westberliner „Stern- und Kreisschiffahrt“ sah, die wie Wesen von einem anderen Stern auf dem Landwehrkanal vorüberfuhren?

Um uns nachträglich einen Eindruck von der Lage zu verschaffen, besuchten wir seit November 1989 eine Reihe von Häusern im Grenzgebiet. Wie Eindringlinge stiegen wir die Treppen hinauf, und tatsächlich öffnete und schloß sich manche Wohnungstür recht leise. Erschüttert verharren wir vor zugemauerten Hauseingängen und Dachböden, vor vergitterten Dachlukken und Fenstern, von denen man die Alarmanlagen hastig abmontiert hatte. „Weil ich von Mecklenburg kam“, erzählte uns eine Frau, „hatte ich keine Ahnung, was es hieß, an dieser Grenze zu wohnen. Aber wir waren doch nicht alles Tausendprozentige! Immerhin war es hier sehr ruhig, kein Verkehr, Ordnung im Haus, als älterer Mensch brauchte man sich nicht zu fürchten.“ Ein Idyll an der Mauer? Mancher hatte sich, zum Schutz vor dem „Mauerkoller“, solche oder ähnliche Rechtfertigungen zurechtgelegt. Doch der Blick in den Todesstreifen war noch immer bedrückend, auch wenn die Peitschenleuchten abgeschaltet waren und Grenzsoldaten den Stacheldraht der Sperrzäune aufrollten. Ernüchtert kletterten wir hinab.

Heute läßt sich konstatieren: Weder die „schöne Aussicht“ von einem der meist hölzernen Besuchertürme auf westlicher Seite noch die scheue Musterung der sogenannten Hinterlandmauer im Osten vermittelte eine Vorstellung vom Leben an dieser Grenze. Das Bedrückende und gleichzeitig Spektakuläre der Situation, wie sie sich entlang der etwa 43 (in Treptow 17) Kilometer Innenstadtgrenze zwischen Ost- und West-Berlin dutzendfach wiederholte, erschließt sich erst einer Innensicht. Und die zeigt, daß das grenznahe Wohnen kaum anders war als überall, in einigen wichtigen Punkten freilich unterschied es sich. Es war zugleich gewöhnlich und unheimlich, ruhig und gefährlich, denn jedes „Zuwiderhandeln“ konnte schwere Folgen nach sich ziehen.

Unser Buch verknüpft orts- und stadtgeschichtliche Dokumentation mit authentischen Informationen aus dem Alltag einer marginalisierten Bevölkerungsgruppe. Denn bis heute sind die sozialen und kulturellen Aspekte der eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten von Grenzbewohnern weitgehend unbekannt, auch unerforscht. Wir verdanken etliches, was wir an Zeitzeugnissen verwendet haben, den Bewohnern des einstigen Treptower Grenzgebiets. Sie gaben oft unvoreingenommen Auskunft über die Jahre seit 1961 und beschrieben uns ihren Tagesablauf. Sie konnten das Gegeneinander mächtiger politischer Gruppierungen, den „kalten Krieg“ in

Bekanntmachung

Auf Grund des § 2 der Verordnung vom 21. Juni 1963 über weitere Maßnahmen zum Schutz der Staatsgrenze zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und Westberlin wird folgende

ORDNUNG

zur Gewährleistung der Sicherheit an der Staatsgrenze zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und Westberlin erlassen:

§ 1

Entlang der Staatsgrenze zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und Westberlin besteht ein Grenzgebiet. Das Grenzgebiet umfasst den 10-m-Kontrollstreifen unmittelbar entlang der Staatsgrenze und

- a) innerhalb des Bezirkes Potsdam den 500-m-Schutzstreifen und
- b) innerhalb der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin, den 100-m-Schutzstreifen.

§ 2

(1) Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, die ständig im Grenzgebiet wohnen, müssen bei der örtlich zuständigen Meldestelle der Deutschen Volkspolizei gemeldet sein. Sie erhalten in ihren Personalausweisen einen **Registrierungsvermerk** der Meldestelle der Deutschen Volkspolizei. Der Registrierungsvermerk ist auf jeweils sechs Monate befristet.

(2) In der Regel berechtigt der Registrierungsvermerk nur zum Aufenthalt in der Wohnstätte bzw. einem Ortsteil des Stadtbezirkes. Das Betreten und Verlassen des Grenzgebietes ist nur über die im Registrierungsvermerk angegebenen Zugangswege zu erfolgen.

(3) Der Registrierungsvermerk verliert seine Gültigkeit nach Ablauf der Gültigkeitsdauer und bei Verzug aus dem Grenzgebiet.

(4) Registrierungsvermerke berechtigen zur Benutzung von Kraftfahrzeugen.

§ 3

(2) Die Passierscheine sind schriftlich zu beantragen für das Betreten

- a) des Grenzgebietes innerhalb des Bezirkes Potsdam bei der für den Wohnort zuständigen Volkspolizei-Dienststelle (Volkspolizei-Kreisamt oder Volkspolizei-Inspektion),

b) des Grenzgebietes innerhalb der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin, bei der für den Abschnitt des Grenzgebietes zuständigen Volkspolizei-Inspektion.

(3) Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, die aus arbeitsbedingten und ähnlichen Gründen zeitweilig aus ihren im Schutzstreifen wohnhaften Familien getrennt sind, können auch Passierscheine zur mehrmaligen Ein- und Ausreise ausgestellt werden, wenn der Aufenthalt bei den nächsten Familienangehörigen, mit denen sie jetzt in Wohngemeinschaft leben, regelmäßig erfolgt und der Zeitraum des einzelnen Aufenthalts dem Charakter von Wochenendaufenthalten entspricht.

(4) Beim vorübergehenden Aufenthalt von mehr als 12 Stunden im Grenzgebiet innerhalb des Bezirkes Potsdam haben sich die betreffenden Bürger bei der zuständigen Meldestelle der Volkspolizei (ist im Aufenthaltsort keine Meldestelle, dann beim Abschnittsbevollmächtigten der Volkspolizei) unverzüglich nach der Einreise politisch an- und vor der Abreise wieder abzumelden.

§ 4

(1) Feld-, Wald- und andere volkswirtschaftlich wichtige Arbeiten

§ 5

(1) Die Durchführung wasser technischer Arbeiten im Grenzgebiet ist nur mit Genehmigung des zuständigen Kommandeurs der Grenztruppen gestattet.

(2) In Grenzgewässern ist verboten:

- a) das Angeln,
- b) das Baden,
- c) die Benutzung von Wasserfahrzeugen für sportliche Zwecke.

(3) Über die Ausgabe von Grenzfisherenscheinen im Bezirk Potsdam entscheidet der Stellvertreter für Innere des Rates des Bezirkes mit Zustimmung des Kommandeurs der Grenzbrigade.

(4) In den Grenzgewässern innerhalb des Stadtgebietes der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin, ist über die in Absatz 2 aufgeführten Tätigkeiten hinaus verboten:

- a) das Fischen,
 - b) der Fahrgastschiffsverkehr.
- (5) Grenzgewässer gemäß Absatz 4 sind:
- a) der Spandauer Schiffschleusenkanal von Kieler Brücke bis einschließlich Humboldthafen,
 - b) die Spree von Humboldthafen bis Marchfelderbrücke,
 - c) die Spree von 100 m unterhalb der Schillingbrücke bis Stalauer Brücke,
 - d) der Britzer Zweigkanal von Späthbrücke bis zur Oranieninsel,
 - e) der Teltow-Kanal von 100 m oberwärts der Wrede-Brücke bis

Europa quasi vom Stubenfenster aus beobachten, sie wurden beständig daran erinnert. Den Mitbürgern zur Kenntnis, den Nachwachsenden zum Verständnis dient unsere Veröffentlichung. Dabei sollen die historischen Gründe für die Errichtung des „antifaschistischen Schutzwalls“ ebenso wenig bestritten werden wie die Zustimmung, welche die Mauer bei zahlreichen Mitmenschen fand. Ohne beides wäre das Experiment DDR vermutlich Jahrzehnte früher gescheitert.

Diese Publikation über das Treptower Grenzgebiet ist keine wissenschaftliche Analyse, es ist die – vorläufige – Dokumentation eines Stückes Ostberliner Realität im 20. Jahrhundert. Insofern gehört sie fraglos zur Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. Wir haben versucht, die historische Wahrheit vorurteilslos zu rekonstruieren. In Haushalten und Archiven haben wir Urkunden und Dokumente gesammelt, haben wir die bauliche Situation 1961 und danach festgestellt; im Februar 1990 erhielten wir die Genehmigung des „Chefs der Grenztruppen“ für eine „Begehung des Schutzstreifens“. Vor allem aber haben wir Betroffene befragt. Dabei ging es uns nicht um statistische Repräsentativität. Wir haben Vollständigkeit erstrebt nur im Sinne einer bewußten Auswahl unterschiedlicher Gesprächspartner,

um ein möglichst breites Spektrum an Erfahrungen zu berücksichtigen. Wir sprachen mit Mietern, die sich der Lage im Grenzgebiet angepaßt hatten und nach wie vor in ihren Wohnungen wohnen. Wir befragten andere, die eher regimekritisch eingestellt waren und nicht so lange aushielten. Der Abschnittsbevollmächtigte, die offizielle Verbindungsperson zwischen Mietern und Staatsgewalt, und einige Grenzzoffiziere, die anonym ihren Dienst versahen, kommen zu Wort. Gegen Ende der Dokumentation wächst der Anteil der Interviews im Vergleich zu den kommentierenden Schilderungen. Denn die alltäglichen Details waren am besten den Beteiligten bekannt und konnten daher von ihnen am überzeugendsten dargestellt werden. Dem Leser bleibt die Freiheit, die Aussagen für sich zu werten, eventuelle Zweckklügen oder Widersprüche herauszufinden.

Fotos älteren oder jüngeren Datums belegen nicht nur Bau, Veränderungen und Fall der Grenzbefestigungen, sie bezeugen überdies die Ohnmacht der Berliner angesichts planierter Schrebergärten, in denen sie als Kinder gespielt hatten, angesichts abgerissener Häuser, in denen sie aufgewachsen waren. Sie verdeutlichen die Tragik einer „Heimat“, die als Wohngegend für Gefolgsleute des Regimes verrufen, deren erwünschte Bevölkerungsstruktur gleichwohl erst in den siebziger und achtziger Jahren annähernd „hergestellt“ war. Daß auf den Abbildungen so viele Sachobjekte (Gebäude, Zäune, Steine usw.) und so wenige Menschen zu erkennen sind, beweist einmal mehr, daß sich die Grenzziehung gegen die Menschen richtete, sie vertrieb. Nur so ließen sich die Sicherungsanlagen bis zur Perversion vervollkommen.

Was die Originalfotos und Gespräche an Hintergrundinformationen nicht liefern können, das übernimmt der erläuternde Begleittext. Er stützt sich auf nachweisbare Tatsachen, auf archiviertes Material, das eine bürokratische Administration bis zuletzt säuberlich abgelegt hatte. Ergänzend sind Dokumente eingefügt, die über die „Ausspähung“ ganzer Hausgemeinschaften zur Einleitung von Zwangsmaßnahmen Auskunft geben und das Klima des Mißtrauens erhellen, das in der Spätphase der DDR allenthalben bestand.

Mit der räumlichen Begrenzung des Erhebungsgebiets verbinden wir die Hoffnung, daß genaue Aussagen zu einem überschaubaren Areal, welches stellvertretend für andere steht, dem Leser tieferen Einblick in die Zusammenhänge ermöglichen als verstreute Materialien aus ganz Berlin. Die gewachsenen Wohnviertel entlang der Heidelberger, Bouché-, Harzer und Lohmühlenstraße waren wegen ihrer funktionierenden Verkehrs- und Infrastruktur von den Auswirkungen des Risses quer durch die alte Hauptstadt besonders betroffen. Wie in der zu trauriger Berühmtheit gelangten Bernauer (im Stadtbezirk Wedding) reichten auch in der Harzer Straße in Treptow die Häuser im sowjetischen Sektor mit der Fassade fast bis auf die



Wildenbruchstraße, verbindet die Stadtbezirke Treptow und Neukölln, um 1935

Grenzlinie. Nach dem 13. August spielten sich an beiden Orten dramatische Szenen ab, ehe nach einigen Wochen Eingänge und Fenster vermauert und später die Häuser ganz abgetragen wurden. Wer künftig durch Straßen in der Nähe des einstigen Grenzgebiets geht, den wird – außer vielleicht an einer Gedenkstätte – kaum noch etwas an diese Geschehnisse erinnern. Doch sollen sie im Gedächtnis der Menschen bewahrt bleiben, damit diese die Chancen der kommenden Zeit klarer erkennen.

Berlin, im August 1991

Die Verfasser



Berlin 1945, oben die Stadtbahn zwischen Jannowitzbrücke und Schlesischem Bahnhof

I. VORAHNUNG AN DER SEKTORENGRENZE – DOPPELLEBEN IM GETEILTEN ALLTAG 1945 BIS 1961

Und so leb' ick, und so spiel ick' hier als Kind von Berlin, und aus'm Fenster, da seh' ick eine Menge Ruin'. Aber Mutter sagt: „Jammern, det hat jar keenen Zweck, und et komm' keene neuen, und die alten komm' weg.“

Erich Brehm, Berliner Kinderlied 1950

Die Nachkriegszeit beginnt

Im Sommer 1945 besetzten die Siegermächte ihre Teile des „besonderen Gebiets Berlin“. Das Londoner Abkommen von 1944, ausgehandelt zwischen den Alliierten Großbritannien, Sowjetunion und USA, dem auch Frankreich inzwischen beigetreten war, beinhaltete die Gliederung Deutschlands in Besatzungszonen und die gemeinsame Übernahme seiner in vier Sektoren aufgeteilten Hauptstadt. Zwischen Heidelberger und Lohmühlenstraße wurde die alte Stadt- und spätere innerstädtische Verwaltungsgrenze damit zum Teil der Demarkationslinie, zur Trennlinie zwischen dem amerikanischen und dem sowjetischen Sektor. Auf großen Holztafeln und zunächst nur in ihren Sprachen wiesen die Besatzungsmächte auf das Ende ihrer Hoheitsgebiete hin. Lediglich vereinzelt fand die einheimische Bevölkerung Hinweise auch in deutscher Sprache.

Die Berliner hatten andere, existentielle Sorgen, die an keiner „Sektoren“grenze haltmachten. Hunger und Seuchen drohten, Bekleidungs-mangel und Wohnungsnot herrschten. 70 % aller Gebäude waren bei Kampfhandlungen mehr oder weniger stark beschädigt worden. Im Krieg hatten 29 379 britische und amerikanische Flugzeuge 45 517 Tonnen Bomben besonders auf die dichtbesiedelten Wohngebiete Berlins geworfen. Auch der dicht bebaute Ortsteil Treptow wurde stark in Mitleidenschaft gezogen. NSDAP-Ortsgruppenleiter und Blockwarte „mobilisierten“ noch im April 1945 die Reste der Bevölkerung zum „Schutz“ Treptows und erklärten die Wohnviertel vor dem Landwehrkanal zum „Kampfgebiet“ für die „Verteidigung der Reichshauptstadt vor den bolschewistischen Horden“. Grabensysteme und Straßensperren wurden errichtet. Man brach durch die Luftschutzkeller Verbindungen von Haus zu Haus, um darin Kampftruppen in Stellung bringen zu können, die sich unter anderem in die nahe, 1908 für das „Königliche Telegraphen-Bataillon Nr. 1“ gebaute Kaserne zurückgezogen hatten. Die Wiener Brücke wurde Ende April gesprengt.



Okerstraße, Stadtbezirk Neukölln, 1945

Über die letzten Kriegstage erzählte Frau W.: „Hier, nahe dem Treptower Park, das war schon immer eine sehr schöne Ecke gewesen. Aber sie wurde bombardiert, weil sich eben die Brücken und auch die Kaserne da befanden, in der die Deutschen noch drin waren. In der Bouchéstraße stand eine ‚Stalinorgel‘ (ein Mehrfachraketenwerfer – d. Verf.), und von da aus wurde auf die Kaserne zugefeuert. Die von dort kamen dann auch noch zu uns ins Haus, denn sie hatten Befehl, zu retten, was zu retten war, obwohl man es für Irrsinn hielt, weil man ja sah, daß es zu Ende ging. Wir haben dann die Russen gebeten, doch nicht aufs Haus zu schießen, und sie waren so einsichtig. Wie wir nachher rauskriegten, sind sie in die Heidelberger Straße gegangen und haben dort den ganzen Block angesteckt, weil da die Deutschen rausgeschossen haben. Aber sie haben darauf geachtet, daß wir uns die Leichen ansahen von den jungen Menschen. War sehr bedrückend...“ Zurück ließ dieser Krieg verzweifelte Menschen und eine schreckliche Ruinenlandschaft. Von den dreißig mehrgeschossigen Häusern der Lohmühlenstraße beispielsweise überstanden nur sieben einigermaßen, zwanzig mußten abgerissen werden.

Thomas Scholze | Falk Blask

HALT! GRENZGEBIET!

1945 ist der Zweite Weltkrieg zu Ende. Die Siegermächte teilen Berlin in Sektoren auf und kontrollieren ihre Hoheitsgebiete. Die Berliner hungern und frieren zwischen den Trümmern. »Hamster« fahrten und Schmuggel halten über Wasser, Schwarzmärkte entstehen. »Grenzgänger« tauschen Geld und pendeln zur Arbeit.

Am 13. August 1961 wird in einer Nacht- und Nebelaktion die Grenze inmitten der Stadt abgeriegelt. Auch zwischen Treptow in Ost- sowie Kreuzberg und Neukölln in Westberlin erstirbt aller Verkehr. Arbeitswege werden unbenutzbar, Hauseingänge und Fensterfronten vermauert. Familien werden auseinandergerissen. Volkspolizei sowie Militär aller vier Besatzungsmächte patrouillieren, Spitzel beobachten die Szenerie. In Ostberlin kennzeichnen Verbotsschilder eine Sperrzone: das »Grenzgebiet«. Die Bewohner sind isoliert, Zwangsräumungen beginnen. Fluchttunnel werden gebaut, manche entdeckt.

Im Buch berichten Zeitzeugen von ihren Erlebnissen, Grenzzoffiziere schildern ihren »Alltag«. Private Fotos und Dokumente beleuchten authentische Vorfälle an Tatorten. Stereotype geraten ins Zwielficht.

Schon in vierter Auflage ein begehrter und unersetzlicher Tatsachenbericht.

